

Mondschein- und Rucksackbauern

von Erich Liechti

Wimmis war bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein reines Bauern- und Gewerbedorf. Der Erwerb der Einwohner bestand vornehmlich aus Landwirtschaft und einigen Gewerbebetrieben, welche Gebrauchsgüter herstellten. Selbstversorgung war der uralte Grundsatz und man lebte von dem, was Haus und Hof (Heimetli) hergab mehr schlecht als recht. Zum Überleben musste man von Morgen bis abend spät arbeiten und schuften, alles mit Muskelkraft ohne Maschinen. Die kamen erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

Das Einkommen war mehr als karg. Wie seit eh und je hiess die Devise: **Arbeiten um zu überleben!**

Neben den Grossbauern, etwa ein halbes Dutzend in unserem Dorf, mussten die meisten Familien sich neben dem Kleinbauertum als Tagelöhner etwas dazuverdienen. Als Tagelöhner arbeiteten die Väter und die grösseren Buben der meist grossen Familien bei den Grossbauern während den Haupterntezeiten (Heuet) und im Winter im Holz. Der Lohn war äusserst klein und die Verpflegung karg.

Die Mutter war oft krank, litt an einer chronischen Krankheit und musste tagsüber von den Töchtern gepflegt werden. Fehlten die Töchter, musste die Mutter auf einer Wäschebahre zu einer Nachbarsfrau getragen werden, welche sie tagsüber pflegte. Am Abend spät holten der Vater und der älteste Sohn die Mutter wieder nach hause, wo die älteste Tochter ein schmales Abendbrot zubereitet hatte, meistens Brot und Kaffee und etwas Kartoffeln aus dem eigenen Blätz.

Die medizinische Versorgung war äusserst spärlich, liessen doch die fehlenden Finanzmittel einen Arztbezug in den wenigsten Fällen zu. Zudem gab es in der Zeit vor 1840 noch keinen richtigen Arzt in Wimmis. Man half sich, wie seit Jahrhunderten üblich, mit selbsthergestellten Arzneimitteln aus Heilpflanzen, oder bezog „Medizin“ bei irgendeinem Kurpfuscher.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam die erste Industrie nach Wimmis, so um 1854 die Zündholzfabrik im Brodhüsi. Das war eine willkommenere Stätte für Nebenverdienst, wollte man nicht auf Gnade oder Ungnade der Grossbauern als Tagelöhner ausgeliefert sein. Vorab Hausfrauen und Schulkinder konnten hier das Familieneinkommen aufbessern helfen.

Ein grosser Segen für die viele Familien in der Region war dann der Einzug der eidgenössischen Kriegspulverfabrik in Wimmis 1918. Dieser grosse Industriebetrieb konnte bis gegen 300 Mitarbeiter beschäftigen und half die Einkommenslage der Bevölkerung in unserer Region entscheidend zu verbessern. Zwar wurden für berufslose Arbeiter nur kleine Stundenlöhne ausbezahlt, welche für den Unterhalt der Familie kaum reichten. Dieser Lohn war aber ein sehr willkommenere Grundverdienst, welcher regelmässig floss.

Ein Nebenerwerb war weiterhin von Nöten. Das heisst, zu hause wurde in der Freizeit weiterhin Landwirtschaft betrieben. Weil dieses Kleinbauertum ausserhalb der Arbeitszeit des Vaters, oft nachts betrieben wurde, nannte man diese „Mondscheinbauern“. Ein solcher Kleinstbetrieb bestand aus 1 – 2 Kühen, einem Kalb, einem Schwein, Hühnern und einigen Kaninchen.

Die Tiere wurden vom Vater vor dessen Arbeitsbeginn versorgt: Füttern, melken, Stall misten und am Dorfbrunnen tränken. Der Arbeitsbeginn in der Pulverfabrik war um sieben Uhr morgens. Wollte der Vater rechtzeitig dort erscheinen, musste er spätestens um fünf Uhr aus den Federn. Die Mutter stellte währenddessen das Frühstück bereit, so dass der Vater sich verpflegt spätestens um zwanzig vor sieben auf das Velo schwingen konnte, Richtung Pulvevi. Punkt sieben Uhr ertönte das Dampfhorn der Pulverfabrik (heute im Museum **Wimmis-historic**) und alle Arbeiter hatten dann pünktlich mit der Arbeit zu beginnen.

Mondschein- und Rucksackbauer und Pulveriarbeiter Alfred Kunz in seiner Arbeitskleidung auf dem Velo in den 40er Jahren.



Zuhause verrichtete die Mutter den Haushalt: Kinder versorgen und zur Schule schicken, Betten machen, Stuben putzen, Lauben fegen und am Montag die grosse Wäsche besorgen. Dann einkaufen beim Dorfladen (oder im alten Konsum in der Hofit) und spätestens um elf Uhr, wenn die Kirchenglocke läutete, war es Zeit mit dem Mittagessenkochen zu beginnen.

Um zwölf Uhr ertönte wiederum das Pulverhorn: Mittagspause. Eine Flut von Arbeitern verliess die Fabrik auf dem Velo in Richtung Mittagessen. Punkt viertel nach zwölf stand das Mittagessen bereit und die Familie sass vereint um den Mittagstisch. Noch rasch im Stall nach den Tieren geschaut und dann wieder ab mit dem Velo in die Fabrik. Um halb zwei ertönte wiederum das Pulverhorn zum Arbeitsbeginn.

Am Nachmittag rüstete die Mutter das Leiterwägeli und zog mit den schulfreien Kindern dem Pflanzblätz zu. Hier gab es zu jäten, zu giessen oder zu pflanzen oder zu ernten. Die Selbstversorgung war das A und O eines damaligen Haushaltes. Im Flug war die Zeit vorbei und im Kirchturm läutete um vier Uhr die Vespertglocke. Sie erinnerte die Leute auf dem Feld daran, dass es bald Zeit war nach hause zu gehen um das Nachtessen zuzubereiten.

Viertel nach fünf, das Pulverhorn piff Feierabend. Um halb sechs traf die Arbeiter-schar auf dem Velo wieder zu hause ein. Vor dem Nachtessen wurde der Stall besorgt. Wieder füttern, melken, misten, und tränken, bevor es etwas z'Nacht gab. Meistens hatten die Buben die Stallarbeiten bereits am späten Nachmittag erledigt, um den Vater zu entlasten.

Im Frühsommer und im Herbst wurden die Tiere in die Burgmatte gezügelt. Dann mussten die Tiere dort besorgt werden. Das hiess für die Buben bereits am späteren Nachmittag die Milchbränte zu buckeln und in die Burgmatte zu gehen. Bergauf galt es das Velo über die staubige, steinige Strasse hoch zu schieben.

Nach getaner Arbeit im Stall wurde die schwere Bränte auf dem Velo ins Dorf gefahren. Wehe es kam ein zu grosser Stein oder ein rutschiger Kiesgraben in die Quere.....

Nach dem Nachtessen gab es für die Familienangehörigen noch Küchendienst beim abwaschen. Erst kurz vor dem Einnachten war Feierabend: Die ganze Familie hockte sich auf die grosse Bank vor dem Haus und schaute in den immer dunkler werdenden Abendhimmel und dortete mit den Nachbarn.

Während der Erntezeit wurde die Arbeit noch strenger: Es galt das Heu einzubringen! In aller Herrgottsfrühe, kaum begann es zu tagen, strebten der Vater und die älteren Buben dem Heumattli zu. Dieses lag einige Distanz vom Haus entfernt. Nun galt es das Gras zu mähen – von Hand natürlich, mit der Sense. Made um Made wurde gemäht, bevor es ab in die Fabrik ging. Die Tiere waren ja jetzt auf der Alp und brauchten nicht versorgt zu werden. Wenn die „Mondscheinbauern“ in der Fabrik die Bütetz begannen, hatten sie oft schon drei Stunden Arbeit auf dem Buckel!



Die Mutter begab sich mit dem Heuwerkzeug nach dem ‚Huushalteren‘ auch auf die Heumatte und begann das Gras zu zetzen. Noch vor dem Mittagessen konnte das angedörnte Heu gewendet werden. Dann ging’s spätestens beim Elfiläuten nach hause zum kochen.

Nach dem Mittagessen brachte der Vater den einachsigen Heukarren auf das Heumattli in der Rüttene. Anschliessend begann die Mutter das Heu zusammen zu rechen und auf den Wagen zu laden. Am Abend stellte sich die Mutter in die Stangen des Wagens und schleppte diesen mit letzter Kraft über zwei Kilometer weit nach hause. Oft holte Vater das Gefährt nach Arbeitsschluss auf dem Mattli ab und half der Mutter noch vor dem Gewitter nach hause zu kommen.

Für das grössere Heumattli in der Au benötigte man einen Pferdewagen. Am späteren Nachmittag hatte man das Fuder geladen, aber es fehlte das Ross um das Fuder nach hause zu ziehen. In der Ferne hörte man schon den Donner eines nahenden Gewitters und der zweitälteste Bub machte sich auf die Socken, ein Ross aufzutreiben. Ein Pferd konnte meistens aufgetrieben werden, aber erst, wenn dessen Besitzer selbst sein eigenes Heu am Trockenem hatte!



So musste oft das schon dürre Heu gebirliget werden, weil der Regen eben schneller kam als das ausgeliehene Ross. War das Heu endlich eingebracht, musste man das Fuder zu hause noch abladen und das Heu im Schürli auf den Heustock verteilen. Im Winter wurde das Säuli fast täglich gemessen, um zu prüfen, ob ein Schlachten sich lohne. So im Dezember mass dann die Mutter einen Bauchumfang von 120 cm, da wusste man, dass der Metzger bestellt werden konnte. Einen Metzhtag habe ich an anderer Stelle beschrieben.

Man unterschied verschiedene Arten von Fleischprodukten. Die Metzg, bestehend aus Brat-, Leber- und Blutwürsten. Diese mussten zusammen mit dem Brägel (Knochen, an welchen noch Fleischresten waren) in den nächsten Tagen verspeist werden. An diesen Tagen wimmelte es im Haus von Besuchen aus nah und fern.

Dann das „grüne“ Fleisch. Braten, Koteletten etc wurden im Bottich eingesalzen und in der nächsten Zeit verbraucht. Heute wird das Ganze einfach in die Tiefkühltruhe gesteckt und kann noch nach Monaten (wenn auch mit unangenehmen Beigeschmack) gegessen werden. Und am Schluss das Räucherfleisch, Speck, Wurst und Hamme, Schnörli und Ohren. Diese Stücke mussten über längere Zeit in die Rauchkammer oder ins offene Rauchkamin gehängt werden. Hier nahm das



Fleisch eine braunschwarze Farbe an, wurde somit haltbar gemacht und konnte einige Monate gehalten werden. Den Saunabel hat man auch geräuchert und dann unter dem Dach aufgehängt – für die Vögel. Den Nabel brauchte man auch um Holzsägen zu schmieren.

Um das Haus im Winter warm zu bekommen stand in der grossen Stube der Trittofen. Die Küche erhielt man mit dem Holzkochherd warm. Die übrigen Stuben waren in der Regel unbeheizt oder mit einem kleinen Holzöfeli versehen.

Am Morgen war auch der Trittofen erkaltet. Als erstes musste nun tüchtig eingeheizt werden um die Stuben einigermaßen warm zu bekommen. In den Trittofen wurden im Verlaufe des Tages einige Wedelen gestossen. Nach einigen Stunden war der Trittofen aus Sandstein soweit aufgeheizt, dass er Wärme abgeben konnte. Das war so gegen Mittag der Fall. Die Küche wurde warm, indem auf dem Kochherd gekocht wurde. Hier verfeuerte man Holz-scheite.

Das Brennholz musste eigens beschafft werden. Entweder hatte man ein Stück eigenen Wald, war Burger und konnte Burgerholz beschaffen oder konnte ins Losholz der Gemeinde. Ganz arme Leute und Wittwen gingen in den Wald Äste und Tannzapfen suchen. Für eine Mondscheinbauernfamilie hiess dies, dass im Winter an Samstagnachmittagen (am Vormittag wurde selbstverständlich noch in der Fabrik gearbeitet) im Wald geholt werden musste. Der Vater ging mit den Buben in den Wald, beladen mit Beilen, Sägen und sonstigem Holzerwerkzeug. Ein Tag im Holz ist an anderer Stelle beschrieben.



Im Herbst wurde ds Chueli zum Muni gebracht um für Nachwuchs zu sorgen. Das jährige Chalb hat man im Herbst verkauft. Das gab ein willkommener Zustupf in die Haushaltskasse: Nur so konnten Ersatzkleider und -schuhe finanziert werden. Wohl mussten die jüngeren Geschwister Kleider und Schuhe von ihren „Vorgängern“ auftragen, aber irgendwann war auch das beste Stück am Ende und musste erneuert werden.

Im Hühnerhof gackerten ein halbes Dutzend Hühner, genug um die Familie mit Eiern zu versorgen. Im Sommer ging man daran rohe Eier einzumachen. Dazu brauchte man einen grossen, irdenen Hafen. Hier wurden die Eier in gekochtem Wasser eingelegt und mit einem Wachsdeckel luftdicht verschlossen – Notvorrat.

Wahrlich, der Spagat den „unsere“ Generation durchzustehen hatte war gewaltig. Noch nie in der Geschichte der Menschheit musste eine Generation einen so grossen Wandel in Gesellschaft und Technik durchstehen. Das oben beschriebene Leben einer Tagelöhner und Fabrikarbeiterfamilie ist charakteristisch für eine Vielzahl von Familien in unserem Dorf und unserer Region.

Unsere Nachkommen haben diese Situation bereits völlig vergessen oder kennen sie höchstens noch vom Hörensagen. Damals war jedes Familienmitglied ausgelastet mit Arbeit. Ohne Disziplin, gegenseitiges Vertrauen und Toleranz war ein Überleben in Frage gestellt. Die allermeisten Lebensmittel mussten selber hergestellt werden, in Haus und Garten, heute geht man ins Migi oder ins COOP und deckt sich (auch mit Unnötigem) ein.

Freizeit gab es praktisch keine. Heute langweilen sich die Jungen, verträdeln ihre überdosierte Freizeit mit Fernsehen, Computerspielen und Herumhängen – das fatale Resultat ist bereits greifbar! Eine sinnvolle Betätigung ist nicht mehr In, da muss man doch denken und schaffen. Wer hat das denn heute noch nötig?

Ferien kannte man nicht, heute fährt jede Familie mehrere Male im Jahr ans Meer oder nach Übersee in die Ferien. Das ist cool. Was will man denn noch zu hause auf dem Balkong oh-

ne sinnvolle Beschäftigung. Da geht man doch lieber nach Ibiza. Das ist doch viel cooler, als im Bernbiet zu wandern.

Das Ganze geht heute so weit, dass Eltern oft ihre Kinder im achten Schuljahr aus der Schule nehmen (wo sie sowieso nicht mehr tragbar sind, weil sie nie gelernt haben etwas zu leisten und sich einzufügen). Da beginnt das Herumhängen schon mit 13 Jahren – ist doch cool, oder? Eine Lehre absolvieren? Warum? Ich brauche doch nichts zu arbeiten, dafür ist später die Sozialhilfe da!